



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Von der preußischen Grenze.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Von der preussischen Grenze.

Auch in diesem Neujahr hat Paris für eine Ueberraschung Europas geforgt. Wenn auch die neue Flugschrift des Staaterath Laguerrierre an Wichtigkeit der Ätern nicht gleichkommt, derjenigen, in welcher zuerst das gründliche Studium der italienischen Frage dem Publicum angezeigt wurde, so ist doch eine gewisse Parallele zwischen beiden nicht zu verkennen. Beide Broschüren hatten nicht eigentlich die Absicht, mit einem fertigen Programm hervorzutreten: sie wollten die öffentliche Meinung nur sondiren und vorbereiten. Von wem in letzter Instanz diese Gedanken ausgehen, darüber ist wol kein Zweifel, wenn es auch höchst gewagt sein würde, aus einer von beiden den vollständigen Ideengang des räthselhaften Mannes zu analysiren, der jetzt der einflußreichste Mann Europas ist, weil er den stärksten Willen hat. Ueberhaupt ist es wol ein Irrthum, aus dem Umstand, daß Napoleon einen Plan, der ihm einmal vollständig klar geworden, mit eiserner Entschlossenheit und mit der Schnelligkeit des Blitzes durchführt, schließen zu wollen, derselbe habe von Anfang an bei ihm festgestanden; so gut auch Napoleon zu rechnen versteht, er ist doch kein bloßer Rechenmeister; die Umgebungen des Augenblicks tragen sehr viel zu seinen Entschlüssen bei und seine für bedeutende Momente so bewundernswürthe Thatkraft scheint zuweilen einer gewissen Abspannung zu bedürfen, um sich wieder zu sammeln. Da seine Kundgebungen stets mit einer gewissen Heftigkeit auftreten, so ergeben sich beim ersten Zusehen eine Menge von Widersprüchen; überblickt man aber einen längern Zeitraum, so entdeckt man doch, daß eine allgemeine und bleibende Ueberzeugung zum Grunde liegt, die von jenem Wechsel der momentanen Stimmungen nicht berührt wird.

So ist auch in den verschiedenen Manifesten über Italien, trotz aller Abwechslung im Einzelnen, eine gewisse Conformität. Man erinnere sich nur: zuerst Anzeige des italienischen Studiums im Allgemeinen, Nachweis der zahlreichen Uebelstände, Appellation an die Menschenliebe aller Regierungen, diesen Uebelständen abzuhelfen. Als auf diese Anzeige ein allgemeines Kriegsgeschrei erfolgt, großes Erstaunen des Moniteur, Versicherung, man sei so friedliebend als möglich. Auch das war kein unbedingter Widerspruch; denn man wollte zunächst den Krieg keineswegs, sondern einen europäischen Congreß. Dann, in Folge der österreichischen Kriegserklärung an Sardinien das Manifest: da Oestreich die Alternative stellte, entweder ganz Italien zu erobern, oder ganz aus Italien hinausgeworfen zu werden, so solle das letztere geschehen. Nach zwei großen Siegen der Friede von Villafranca und die nachträgliche Erklärung, es sei zwar sehr zu bedauern, daß Venedig den Oestreichern bleibe, aber da Preußen und der deutsche Bund mit Krieg gedroht, habe dieser Krieg zu große Dimensionen angenommen, und es sei wenigstens so viel erreicht, daß Venedig ein italienisches Bundesland würde. Die Restauration der vertriebenen Herzöge wurde vorbehalten, doch mit Ausschluß der bewaffneten Einmischung.

Nun werden die Ereignisse eine Zeitlang ihrer eignen Schwere überlassen. Mittelitalien constituirt sich immer fester, während in Zürich die Friedensunterhand-

lungen fortgehen. Endlich der berühmte Brief an den König Victor Emanuel, der Ton ziemlich aufgereggt, fast drohend, doch der Inhalt dieser Drohung sehr wenig formulirt. Im Frieden zu Villafranca habe der Kaiser von Frankreich sich verpflichtet die Restauration der Herzöge im Prinzip anzuerkennen; dadurch sei seine Haltung auf dem bevorstehenden Congreß vorgezeichnet; von den andern Mächten aber habe Sardinien Nichts zu hoffen. Sardinien wird mit der Aussicht auf einen italienischen Bundestag und auf die italienische Verwaltung Venedigs getröstet. Indessen wird es mit dem Prinzip der Legitimität nicht gar zu streng genommen: Parma soll aus strategischen Gründen an Sardinien, Modena aus Gründen persönlichen Wohlwollens an Parma fallen, Toskana soll vergrößert werden — doch wohl mit einer Provinz des Kirchenstaats. Vom Papst wird durchweg mit großer Ehrerbietung gesprochen, wie es dem ältesten Sohn der Kirche ziemt, doch darf ein Günstling des Hofes es wagen, gleichsam unter den Augen des Kaisers, die ärgsten Invektiven gegen das geistliche Regiment zu schreiben.

Was nun die neue Flugschrift betrifft, so erklärt sie, in Bezug auf die Restauration der Herzöge: Frankreich habe sich die größte Mühe gegeben, gemäß den Bestimmungen des Friedens von Villafranca, die Gemüther der Italiener dafür zu stimmen, aber diese seien zu starrköpfig, es werde wohl nicht gehen. Zu bedauern sei das ebenso, wie die Fortdauer der österreichischen Herrschaft in Venedig, aber wer vermöge etwas gegen die Nothwendigkeit? Von der Einverleibung dieser Gebiete in Sardinien in Gemäßheit des in Frankreich zu Recht bestehenden Prinzips der Volkssouveraineté, wird Nichts gesagt; es wird weder dafür, noch dawider gesprochen.

Nun stehen die Sachen so: für die Restauration der Herzöge, nach dem Prinzip der Legitimität, wären vielleicht, mit Ausnahme von England, alle Großmächte, gegen die Einsetzung eines neuen, womöglich bonapartisten, Königs von Mittelitalien müßten nicht bloß sämtliche Großmächte sein, da das nichts Anderes hieße, als Italien unter französische Hegemonie zu stellen, sondern am Entschiedensten die Italiener selbst. Das allgemeine Vorurtheil von der Kirchthurmspolitik der Italiener hat sich nicht bewährt; sie haben sich einmüthig zu der richtigen Ansicht bekannt, daß nur in einem großen Staat, nur in einem Einheitsstaat die Kraft einer Nation sich entwickeln könne. Daß Frankreich diesem Einheitsstaat abhold ist, kann bei der traditionellen Einrichtung dieses Staats nicht befremden; wir glauben aber in diesem bestimmten Fall, daß die Wahl nur zwischen der Restauration oder der Annexion, nur zwischen der Legitimität oder der Nationalsoveraineté sein kann. Wir wünschen herzlich, daß sich Preußen auf dem Congreß zu dieser Politik erheben möge.

Vielleicht geschieht es, um die Aufmerksamkeit von dieser Seite abzulenken, daß die neue Flugschrift ihre ganze Energie der römischen Frage zuwendet. Bündiger kann man sich kaum darüber aussprechen, daß das Erbtheil des heiligen Petrus, wenigstens in seinem gegenwärtigen Umfang, nicht zu den nothwendigen Attributen des Oberhauptes der katholischen Kirche gehört; entschiedener kann man gegen Oestreich nicht Front machen, als es in dieser Flugschrift geschieht. Denn wenn die Romagna nicht etwa an Oestreich fallen soll, so ist durch die Isolirung des Kirchenstaats von den Besitzungen Oestreichs die Hegemonie des letzteren über Italien für ewige Zeiten gebrochen.

Von der unabsehbaren Bedeutung dieser Frage erwähnen wir heute nur dasjenige, was uns zunächst angeht. — Die preussischen Bischöfe haben sich gemüßigt gesehen, in einer Denkschrift den Prinzregenten aufzufordern, für die Integrität des Kirchenstaats einzutreten. Dagegen wäre an sich Nichts zu sagen; aber sie sprechen diese Forderung zugleich im Namen von sieben Millionen preussischer Katholiken aus, wozu sie unbedingt nicht das Recht haben, und sie stellen die Integrität des Kirchenstaats als ein Dogma der allein seligmachenden Kirche auf. Wenn dem so ist, und wenn man den Anspruch macht, die Politik Preußens nach den Dogmen der römisch-katholischen Kirche zu lenken, dann ist es Zeit auch für den Protestantismus, seine Stimme zu erheben. Das preussische Königshaus ist ein protestantisches; seine ganze Geschichte, seine ganze Bedeutung basiert auf dem Protestantismus, und es gäbe sich selbst auf, wenn es seine heiligsten Traditionen aufgäbe. Wir wahrlich werden die alten, confessionellen Streitigkeiten nicht wieder anschüren, die Deutschland so viel Unheil gebracht haben, aber das Uebel ist bereits geschehen, es ist bereits in Deutschland eingedrungen, wo ein Concordat nach dem andern abgeschlossen, ein Spielraum nach dem andern dem Einfluß der römischen Hierarchie eröffnet wird; und wenn die Gegner vorwiegend und herausfordernd ihr Banner aufpflanzen, so soll auch das unsrige mit den alten Zeichen siegesfroh im Winde flattern. † †

Und nun noch ein Wort, ein herzliches Wort des Glückwunsches an den edlen, theuern deutschen Mann, der vor einigen Tagen seinen neunzigsten Geburtstag gefeiert, an Vater Arndt! Ganz Deutschland, jung und alt, ruft dem herrlichen Greise zu, dessen Alter noch „so frisch perlt, wie greisender Wein“; ganz Deutschland ruft dem Sänger des Vaterlandes zu, daß seine Lehren, seine flammenden, nicht vergessen sein werden, so lange es noch einen Ort gibt, wo die deutsche Zunge klingt. Seine deutschen Worte: „Der Gott der Eisen wachsen läßt“ und wie es sonst lautet, dürfen nicht erst in Erinnerung gerufen werden; wohl aber ist manches von seinen prosaischen Schriften vergessen. Wir rufen ein Wort über Napoleon (1805) zurück: „Man darf den Fürchterlichen so leicht nicht richten, als es die meisten thun, in Haß oder Liebe: die Natur, die ihn geschaffen, muß eine Arbeit mit ihm vorhaben, die kein Anderer so thun kann. . . . Gehe nach Italien, schlage den Libius auf, verseze die alten Römergeschichten mit neuer Geistigkeit, mit größerm Prunk der Worte, mit etwas politischer Sentimentalität; so findest du, was der Mann ist. Die ernste Haltung, des Südens tief versticktes Feuer, das erbarmungslose Gemüth des Corsen, mit Hinterlist gemischt, eisernen Sinn, der furchtbarer sein wird im Unglück als im Glück, einen tiefen Abgrund und Verschlossenheit, außen Bewegung und Blitzeschwelle; dazu das dunkle Verhängniß der eigenen Brust; der große Aberglaube des großen Menschen an sein Glück — diese gewaltigen Kräfte, von einer wildbegeisterten Zeit und vom Glück emporgehalten, wie müssen sie siegen!“ † †

Herausgegeben von Gustav Freytag und Julian Schmidt.

Verantwortlicher Redacteur: Moriz Busch — Verlag von F. E. Herbig
in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.